

Bericht über den DGSF-Fachtag am 09.05.2016 im Kölner Maternus-Haus: Systemische Praxis in der Kinder- und Jugendhilfe"

Über 480 Teilnehmende und eine lange Warteliste, auf der sich all jene wiederfanden, die sich zu spät angemeldet hatten: das ist das erste Fazit, das von diesem Tag gezogen werden kann. Bereits nach dem ersten Fachtag, der von der Fachgruppe "Systemische Kinder- und Jugendhilfe" vor 2 Jahren in der (für die 2. Auflage zu klein gewordenen) Jugendherberge in Köln-Riehl veranstaltet wurde, war klar, dass es eine Wiederholung geben musste, denn das Tagungsformat erwies sich als außerordentlich erfolgreich. Das zu bewältigende Programm konnte es inhaltlich mit jedem einzelnen Tag während einer wissenschaftlichen Jahrestagung der DGSF aufnehmen: 4 Hauptvorträge und 9 parallele Workshops, ein umfangreiches, afrikanisch geprägtes Kulturprogramm, ein Begegnungsraum mit der Möglichkeit systemisch arbeitende Jugendhilfedienstleister, Musikinstrumentenhersteller oder Softwareentwickler kennen zu lernen, galt es zu besichtigen, aber auch zu bewältigen. Das Kölner Maternus-Haus, verkehrsgünstig in der Nähe des Hauptbahnhofes gelegen und mit guter Gastronomie und aufmerksamem und freundlichem Personal, konnte den Ansturm der Interessierten aus der Kinder- und Jugendhilfe kaum schaffen. Doch dazu später.

Zunächst begrüßte der Vorsitzende der DGSF, Björn Enno Hermans, die Anwesenden herzlich und verwies auf den Umstand, dass neben ihm noch weitere drei Vorstandsmitglieder die Tagung der Fachgruppe besuchen würden. Das unterstreiche die Bedeutung der Fachgruppe: sie sei immerhin die größte innerhalb der DGSF. In Hinblick auf die Betreuung von unbegleiteten minderjährigen Ausländern (UMA) sei er in den letzten Monaten sehr dankbar für eine systemische Grundhaltung gewesen, nämlich die des "nicht wissen". Ihm und vielen anderen Helfern/-innen sei es dadurch viel leichter gefallen, Zugänge zu den jungen Menschen aus anderen Kulturkreisen zu erhalten. Dann verwies er auf den Referentenentwurf zum SGB VIII, der mit Spannung im Mai erwartet wird und auf die allseits erwartete "große Lösung" (die Integration der Hilfen für behinderte Kinder- und Jugendliche in die deutsche Jugendhilfesystematik), auf den von vielen befürchteten Sonderweg bei der Betreuung von UMA und stellte in den Raum, dass auch für Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in bestimmten Größenordnungen europaweite Ausschreibungen möglich werden könnten.

Dann gab es erst mal was auf die Ohren: Lopango Ya Banka, eine Hip-Hop-Initiative aus Wuppertal mit Wurzeln in Zentralafrika unterhielt das Auditorium auf Lingála, eine der vier häufigsten (Amts-)Sprachen neben Kikongo, Tshiluba und Kiswahili im Kongo und brachte sofort ein fremdes, exotisches Flair in den großen Saal im Maternus-Haus in Köln. In

Kinshasa, der Hauptstadt des Kongo, sei in den letzten Jahrzehnten eine Musikerszene entstanden, die außerordentlich lebendig und sich gegenseitig befruchtend sei: Musiker/-innen aus über einhundert Ethnien leben dort und die Musikentwicklung in Afrika würde von dort maßgebend mit geprägt. Die Wuppertaler Gruppe verstehe sich als Wahrer der Erinnerung an die afrikanischen Kulturen und wolle ihre Wiederbemächtigung in dem Sinne fördern, dass sie hier in Europa nicht verloren gehen solle. Ein von ihnen in Wuppertal gegründeter Verein sammelt Kinder und Jugendliche aus Zentralafrika, um ihnen in Deutschland die Möglichkeit zu geben, sich mit ihren kulturellen Wurzeln zu beschäftigen und sie nicht zu verlieren. Die Rhythmen gingen allen Zuhörenden sofort in Hände und Füße und alle lernten, dass kongolesische Großmütter ihren Enkeln mit Bauchschmerzen gerne mal eine heimische Medizin mit dem schönen Namen "Komobolo" verabreichen. Heute wisse man, dass die Grundpflanze dieses Naturheilmittels einen hohen Chinin-Anteil enthalten würde und spätestens jetzt tauchten auch die letzten Zuhörer/-innen in ein Stück afrikanische Lebensfreude ein und wurden in ihren Vorstellungen in die lauten, bunten Märkte in Zentralafrika versetzt und in das Leben afrikanischer Großfamilien mitgenommen. Dennoch schwebte über diesen Erklärungen auch der Schmerz des reichen Kongo: die Ausbeutung der Bodenschätze, die Verfolgungen ethnischer Minderheiten, die unglaubliche Armut der Menschen und natürlich die Flucht und ihre vielfältigen Gründe, die die Menschen zu uns nach Deutschland geführt haben.

Nach diesem musikalischen Auftakt begann der Ernst des Tages mit dem Hauptvortrag von Anke Lingnau-Carduck, der Sprecherin der Fachgruppe und Hauptorganisatorin des Kinder- und Jugendhilfetages der DGfJ. "Komplexe Zeiten - die Kunst einer Reduktion, die Zufriedenheit schenkt" - doch nur die wenigsten werden sofort mit dieser sperrigen Überschrift etwas anfangen können. Allein, die Referentin schaffte Abhilfe: Kinder- und Jugendhilfe sei inzwischen so komplex, da müsse gefragt werden: wie ist sie zu reduzieren? Über die Begriffe "Vielfalt" und "innere Bilder" seien Ordnungen möglich und mit einem Zitat von Pablo Picasso („Wenn es nur eine einzige Wahrheit gäbe, könnte man nicht hundert Bilder über dasselbe Thema malen“) wurden die Zuhörenden mitgenommen in die weite Welt systemischen Denkens. Zunächst jedoch beschrieb die Referentin Aufgaben (§ 1, Abs. 3 SGB VIII) und Arbeitsfelder der Kinder- und Jugendhilfe, um dann Fragen aus der Praxis zu formulieren:

"Was nehme ich alles wahr? Wie kann ich mir das nur alles merken? Wo finde ich weitere Informationen? Wen muss ich kontaktieren? Mit wem sollte ich netzwerken? Welche Aufträge nehme ich an?"

Und sie formulierte weitere Fragen: "Was tue ich zuerst? Wann finde ich Zeit für die mir anvertrauten Menschen? Wann finde ich Zeit für mich, sowohl beruflich, als auch privat? Wo und wie finde ich Sicherheit? Wie kann ich Andere sichern? Wie kann ich gesund bleiben?"

Spätestens jetzt war auch der letzte Zuhörende im Saal bei seiner/ihrer eigenen Praxis gelandet und das Vortragsthema begann, Gestalt anzunehmen. Anke Lingnau-Carduck findet Antworten auf ihre Fragen in einer Arbeit von Niklas Luhmann aus dem Jahre 1968:

"Vertrauen" heißt das Werk und sie zitiert den Altmeister: „Die Welt lässt mehr Möglichkeiten zu, als Wirklichkeit werden kann.“ Das ist systemisch denkenden Menschen bereits vertraut und in Hinblick auf das Thema führt er aus: „Dem Menschen ... wird die Komplexität der Welt selbst und damit auch die Selektivität seiner Umwelt bewusst.“ Doch um tatsächlich Komplexität zu reduzieren, kommt der Mensch um eines nicht herum: „Er kann...sich selbst erkennen als jemand der entscheiden muss.“ Da haben wir es. Leitet Hartmut von Foerster viele Jahre später aus diesem Satz seinen "systemischen Imperativ" ab, der da lautet: "Handle stets so, dass sich die Summe Deiner Entscheidungsmöglichkeiten vergrößert"? Möglich ist es.

Unsere Referentin aber bleibt zunächst bei Luhmann: „Beides, Weltentwurf und eigene Identität, wird ihm zum Bestandteil seiner eigenen Systemstruktur und zur Verhaltensgrundlage...“ Doch wie ist das jetzt noch mal mit der Komplexität? „Auf der Grundlage sozial erweiterter Komplexität kann und muss der Mensch wirksamere Formen der Reduktion von Komplexität entwickeln.“ Aha. Der Mensch kann also beides, erweitern und reduzieren. „Erweiterung und Reduktion von Komplexität gehören zusammen als komplementäre Aspekte der Struktur menschlichen Verhaltens zur Welt.“ Uns ist also beides gegeben: die Erweiterung und die Reduzierung. Bisher ging es nur um Reduzierung, aber ohne Erweiterung gibt es kein neues Wissen, keine neuen Erkenntnisse. Mir kommt ein Satz von Humboldt (zitiert nach Jürgen Neffe in 'Einstein-eine Biographie') in den Sinn: Das Programm der Naturforschung sei, nach einer Verallgemeinerung und Vereinfachung der Begriffe zu streben. Hmmm.

Wie die Erweiterung von Komplexität geschieht, ist mir jetzt klar. Doch wie ist sie zu reduzieren? Anke Lingnau-Carduck wird in der Suche nach Antworten wieder bei Luhmann fündig: "Vertrauen ist ein wirksamer Mechanismus zur Reduktion sozialer Komplexität." Vertrauen? Ja: "Vertrauen stärkt die Toleranz für Mehrdeutigkeit, sie ist Potential für Veränderungsprozesse. Der Saal ist hellwach an diesem warmen Frühlingmorgen und es geht schon weiter: "Vertrauen gibt mehr Möglichkeiten des Erlebens und Handelns." Stimmt. Das kenne ich, das ist mir auch vertraut. "Vertrauen impliziert einen bewusst riskierten Verzicht auf mögliche weitere Informationen und laufende Erfolgskontrolle." Auch diesen Satz kann ich unterschreiben. Die Referentin fährt fort: "Vertrauen setzt kooperative an Stelle von kontrollierende Prozesse." Für alle, die in Institutionen arbeiten, ist das ein wichtiger Gedanke und Anke Lingnau-Carduck setzt nach: Vertrauen befriedigt Sicherheits- und Kontrollbedürfnisse. Darüber muss ich noch einmal nachdenken, doch es geht schon weiter: Vertrauen sei in die Zukunft gerichtet, sei unbegründbar und ein Wagnis. Letztendlich sei Vertrauen ein kreativer Umgang mit riskanten Entscheidungen. Was aber benötigt Vertrauen? Vertrauen setze Vertrautheit voraus, in vertrauten Welten dominiere die Vergangenheit über Gegenwart und Zukunft. Jede Gegenwart aber habe ihre eigene Zukunft als offenen Horizont der Möglichkeiten. Ich bin beeindruckt. Aus dem Mund der Referentin wird Niklas Luhmann verständlich! Vertrautheit möchte Vergangenes bewahren und die Vergangenheit sei bereits reduzierte Komplexität. Das ist in der Tat eine Welterklärung und ein schönes Beispiel für die Reduzierung von Komplexität!

Als Fazit lasse sich festhalten, dass zunehmende Komplexität und steigende Bedürfnisse nach Reduktion verstärkt Vertrauen erfordern und dass bewusste und reflektierte Vertrautheit und Kongruenz in Kommunikation und Haltung ein vertrauensbildendes Zusammenspiel sei. Vertrauen sei Voraussetzung und gleichzeitig Resultat erfolgreicher Veränderungsprozesse. Und die Referentin wäre nicht sie selbst, hätte sie nicht auch eine praktische Übungsanleitung für den Saal parat: Mit der Hand-Übung veranschaulicht sie das Thema, wechselt dabei vom Hirn ins Haptische und öffnet so weitere Lernfelder: stellen Sie sich Ihre rechte Hand vor: der Daumen steht für D-azulernen, der Z-eigefinger für Ziele, der M-ittelfinger für Menschen, der R-ingfinger für den Ratgeber und der k-leine Finger für den Körper. Oder anders gesprochen: D-azulernen: was habe ich heute gelernt? Z-iele: welches meiner Ziele habe ich erreicht? Welchem habe ich mich genähert? M-enschen: Welche Menschen sind daran beteiligt? R-atgeber: Welchen liebevollen Rat nehme ich mir mit in meine Zukunft? K-örper: was nehme ich hierzu in meinem Körper wahr?

Und nun zur Linken: Das Motto heißt: Vertrauen schenken. Es bedeuten: Daumen: Du. Zeigefinger: Zeigst. Mittelfinger: Mir. Ringfinger: Räume. Kleiner Finger: Kontakt. D-u: Wem möchte ich etwas mitteilen? Z-eigst: Was zeigst Du mir? M-ir: Welche Bedeutung hat das / hast Du für mich? R-äume: Welcher Raum öffnet sich für uns? K-ontakt: Wie bin ich in Kontakt mit Dir und wie will ich zukünftig in Kontakt mit Dir sein?

Diese kleine Übung hat für viele im Saal große Praxisrelevanz und die Papphände, die im Foyer mit den Aufschriften ausliegen, sind in der Pause heiß begehrt.

Die Referentin entlässt das Auditorium mit zwei wunderschönen Aphorismen in die inzwischen wohlverdiente Pause: Ein Ernst Ferstl hat gesagt: "Gesundes Selbstvertrauen entspringt dem Mut zu sich selbst und mündet in die Toleranz gegenüber anderen." In Zeiten vom Jammern über 'Flüchtlingswellen' und dem dreisten Auftreten von Rechten aller Strickmuster, AfD'lern und sonstigen Trübfischern ist das ein gedankliches Vademecum. Und aus Afrika kommt folgender Satz: "Vertrauen ist die Rinde am Baum der Hoffnung:"

Eine lebenskluge Vortragsarbeit, ausgehend von Niklas Luhmanns Gedanken über Vertrauen, ihren Adaptionen in die Praxis in der Kinder- und Jugendhilfe, mit praktischer Handreichung und dem Brückenschlag nach Österreich (Ferstl) und nach Afrika findet mit langanhaltendem Beifall den Dank des Publikums.

Als nächstes erwartet die Zuhörer Esther Mujawayo-Keiner, eine, um es vorweg zu sagen, beeindruckende Frau aus Ruanda. Und das ist noch eine starke Untertreibung für die Wirkung, die Frau Mujawayo-Keiner auf das Auditorium hat. Am Rednerpult steht eine schlanke, verlegen lächelnde dunkelhäutige, große Frau. Sie hätte, versichert Anke Lingnau-Carduck bei ihrer Vorstellung Frau Mujawayo-Keiners, ihren Vortrag lieber auf Französisch gehalten, das liege ihr mehr, doch alle im Saal sind erleichtert, dass die Referentin auf Deutsch reden wird. Ihr Vortrag trägt den Titel: "Da geht mir das Herz auf! - Von der Bedeutung des echten menschlichen Kontakts". Esther Mujawayo-Keiner stammt aus Ruanda und ist in ihrem Heimatland als Grundschullehrerin ausgebildet worden. In den 1980' er Jahren studierte sie an der Universität Löwen in Belgien Sozialarbeit und Soziologie und

kehrte dann in ihre Heimat zurück. Sie überlebte den Genozid an den Tutsi 1994 mit ihren 3 kleinen Töchtern nur, weil in der Nacht, in der sie mit ihren Töchtern während ihrer Flucht entdeckt wurde, nur Männer ermordet wurden. Ihr Mann und ca. 300 ihrer Familienangehörigen, hatten so viel Glück nicht, sie fielen den Mordhäschern zum Opfer. - - - Im Saal herrscht betroffenes Schweigen. Ja klar, wer alt genug ist, erinnert sich wieder an die Nachrichten von damals, an die Bilder, an das Gefühl der Hilflosigkeit, an das Entsetzen, das alle erfasste, an all die verworrenen Geschichten, die wir hier erfuhren ("die französische Regierung hätte eher....., die UNO muss dringend....., die Blauhelme werden gefordert sein...."). - - - Frau Mujawayo-Keiner lacht immer noch vorne, für mich ein Ausdruck ihrer Verlegenheit, vor so vielen Leuten zu sprechen, die ihr alle offenkundig wohlgesonnen sind und beginnt, über ihre Arbeit bei OXFAM, einer Entwicklungsorganisation, zu berichten. Dabei gefalle ihr besonders, dass Therapeuten und Sozialarbeiter gemeinsam arbeiten. Das ist offenbar etwas besonderes, denn an anderer Stelle wiederholt Frau Mujawayo-Keiner diesen Umstand noch einmal. Dann berichtet sie über ihre eigenen Therapieerfahrungen, als sie über die von ihr erlebten Traumata spricht. "Ich konnte die Blumen nicht blühen sehen, die Welt war doch gerade untergegangen..." In ihrer Therapieausbildung habe sie nur langsam gelernt und auch Deutsch zu lernen, falle ihr schwer ("Ich bin faul"), eine sympathische Selbsterkenntnis, die im Saal mit Heiterkeit aufgenommen wird. Zu ihren ersten Eindrücken in Deutschland gehört offenbar, dass es Mahlzeiten gibt, die nicht gekocht werden. In Afrika sage man, Essen sei nur das, was gekocht wurde. Es sind diese kleinen Einsprengsel, die dem Auditorium einen Eindruck vermitteln, wie groß die kulturellen Unterschiede zwischen Afrika und Europa sind und wie unbedeutend sie werden vor dem erlebten Leid der Menschen aus Ruanda, dem Kongo oder aus welchen Ländern sie auch immer zu uns kommen von diesem riesigen Kontinent. Jeder im Saal kann sich inzwischen vorstellen, wie der menschliche Kontakt zwischen der Rednerin und ihren Anvertrauten in der Düsseldorfer Beratungsstelle verläuft und was da zwischen den Menschen passiert. Der Beifall im Saal für eine beeindruckende Frau mit einer furchtbaren Lebensgeschichte ist langanhaltend, respektvoll und dankbar. Dankbar dafür, dass sie uns alle an ihrem Leid, aber auch an ihrer gelungenen Zukunft nach der Flucht aus Ruanda hat Anteil nehmen lassen.

Doch jetzt ist erst einmal Pause.

Nach Kaffee, Tee, Wasser, Brötchen oder allerlei Gebäck und Obst geht es wieder in den hellen, großen Saal. Dort wartet Alexander Korittko aus Hannover mit einem sehr deutschen Kinder- und Jugendhilfethema: "Das Erleben der Kinder bei Umgangskontakten nach häuslicher Gewalt". Der Referent hat viele Jahre in einer städtischen Erziehungsberatungsstelle gearbeitet und verfügt daher über einen großen Erfahrungsschatz.

Außerdem hat er das „Zentrum für Psychotraumatologie und Traumatherapie Niedersachsen“ mitbegründet. Sein Expertentum im Arbeitsfeld hat er bereits vielfach unter Beweis gestellt. Die Stimmung im Saal ist neugierig und gelassen zugleich: irgendwie scheint das Thema vielen vertraut zu sein. Der Referent beschreibt auch sofort Bedingungen, die an Umgangskontakten zwischen Kindern, die in ihrer Familie Gewalt erlebt haben und fremduntergebracht werden mussten, geknüpft werden sollten:

- die Kontakte sollten regelmäßig zu Eltern, Geschwistern, Großeltern und anderen vertrauten Personen sein,
- sie sollten Selbstwert und Identitätsfindung stärken und
- sie sollten am Alter des Kindes, am seelischen Entwicklungsstand und am seelischen Nutzen des Kindes orientiert sein.

Für das Kind müsse im Mittelpunkt stehen, dass es Unterschiede gebe zwischen „Zuhause in der Pflegefamilie“ und „Zuhause bei Mama“. Das Kind stehe bei Besuchskontakten immer in einem Loyalitätskonflikt und müsse daher auch immer beruhigt werden. Die Pflegefamilie stelle für das Familiensystem eine Entlastung dar, ihr würde aber auch oft mit Misstrauen seitens der Herkunftsfamilie begegnet. Für das Kind sei es gut, wenn es die Zufriedenheit der Erwachsenen über die derzeitige Situation spüren würde. Wenn ein Kind oder ein Elternteil in Anwesenheit des Kindes traumatisiert wurde, können Kontakte zum misshandelnden Elternteil oder die Gegenwart der Eltern beim Kind zu Panik, Angst und Verwirrung führen (Trigger), da das Kind keine Unterscheidung zwischen „früher“ und „jetzt“ treffen könne. Minimale Schlüsselreize können bereits dazu führen, dass die „traumatische Zange“ reaktiviert wird (traumatischer Schock, existentielle Bedrohung lösen Flucht- oder Kampffreflex aus, die aber wegen der existentiellen Bedrohung nicht gelebt werden können, das führe zu Ohnmacht, Verzweiflung und Hilflosigkeit und zu einem Einfrieren [Freeze] der Gefühle, was zu einer Unterwerfung und zu Dissoziation führe).

Im Saal ist die Anspannung zu spüren. Klar, viele haben in den letzten Monaten über Trauma und Flüchtlinge, Trauma und Kinder/Jugendliche gehört, gelesen oder auch mit Betroffenen gearbeitet und doch gibt allein schon die theoretische Beschäftigung mit dem Thema Anlass zu konzentrierter Aufmerksamkeit. Alexander Korittko berichtet von der fragmentierten Speicherung von Bildern, Geräuschen, Gerüchen, Körperempfindungen etc. und stellt vor einem Besuchskontakt als Voraussetzung für dessen Durchführung die Frage: „Ist die Gewalt wirklich beendet?“, „Verhärten Kontakte des Kindes zum früher gewalttätigen Elternteil devotes oder aggressives Verhalten?“, „Befindet sich das Kind in einem gefühlsmäßigen Loyalitätskonflikt oder in einem kognitiven Ursachenkonflikt?“.

Der Referent führt weiter aus, dass die Trennung von den Eltern und begleitete Besuchskontakte allein mitunter nicht ausreichen könnten, um dem Kind das für einen gelingenden Besuchskontakt notwendige Gefühl von Sicherheit zu vermitteln. Hier können zusätzlich Therapie für das Kind, Stabilität im Alltag und auch die Übernahme von Elternverantwortung für das Geschehene hilfreich sein. Wenn das alles aber nicht ausreichen würde, gäbe es noch die rechtliche Würdigung des Oberlandesgerichtes Köln: „1. In Fällen schwerer "häuslicher Gewalt" und hierdurch schwer traumatisierter die Gewalt miterlebender Kinder ist es gemäß §§ 1666, 1666a BGB unter dem Gesichtspunkt der Kindeswohlgefährdung gerechtfertigt, das Umgangsrecht auf briefliche Kontakte und evtl. Bildinformationen zu beschränken. 2. Für die psychische Gefährdung der traumatisierten Kinder im Falle der Konfrontation mit dem Kindesvater bedarf es keines gesonderten

Sachverständigengutachtens, wenn sich das Gericht auf andere Weise sachkundig von der Kindeswohlgefährdung überzeugen kann. OLG Köln, (4 UF 183/10)“.

Damit ist auch eine methodische und familienrechtliche Eskalationsleiter skizziert, an der sich Praktiker/-innen in der Arbeit mit traumatisierten Kindern, Jugendlichen und ihren Familien orientieren können. Alexander Korittko beendet seinen Vortrag mit dem Auftrag an die begleitenden Therapeuten/-innen und Sozialarbeiter/-innen in den Jugendämtern und Beratungsstellen, dass die betroffenen Kinder und Jugendlichen lernen müssen, zwischen dem „Hier und Jetzt“ und dem „Dort und Damals“ zu unterscheiden.

Langer, auf mich auch etwas nachdenklich wirkender Beifall entlässt den Referenten, aber auch das Auditorium selbst in die Mittagspause.

Draußen bilden sich schnell lange Schlangen vor den Ausgabestellen für Suppe; die angebotenen Snacks sind schnell aufgebraucht und es wird nachgelegt. Überall sitzen, stehen oder gehen die Menschen: es ist wuselig und manch einer nutzt die Gelegenheit und sucht sich im Freien ein ruhiges Plätzchen. Der Bücherstand ist dicht umlagert und auch an den Ständen der systemisch arbeitenden Kinder- und Jugendhilfeeinheiten und am Stand der Softwarefirma finden sich Scharen von Menschen.

Es ist etwas mühsam, am Ende der Mittagspause die Menschen wieder in den großen Saal zu lotsen, denn es gibt wieder einen musikalischen Auftakt: eine junge Afrikanerin sitzt auf der Bühne und beginnt auf einem Instrument, das aussieht wie eine Kreuzung zwischen großem Tamburin und Xylophon, wundersame Klangteppiche zu erzeugen. Die Luft im Saal ist plötzlich erfüllt mit zarten, sehr melodischen, exotischen Tonfolgen, die mich als begeisterten Worldmusic-Fan sofort in Gedanken nach Westafrika entführen. Dann beginnt die junge Frau, sich selbst mit ihrem Gesang zu begleiten und die Faszination der neuen Klänge lässt die Zuhörer im Saal erstaunen.

Nach dem verdienten Applaus für dieses schöne Intermezzo beginnt die Suche nach dem Raum für die parallelen Workshops. Und hier wird deutlich, dass die Tagungsstätte doch etwas zu klein geraten war: in meinem Workshop sitzen ca. 70 Menschen, der Raum ist hoffnungslos überfüllt und schon nach wenigen Minuten werde ich müde, weil der Sauerstoff im Raum schnell abnimmt. Türen und Fenster werden geöffnet, aber draußen sitzen bereits Leute, die in Kleingruppen die Themen ihres Workshops diskutieren. Dann ist die Dozentin drinnen nicht mehr gut zu verstehen. Ich habe Mitgefühl für sie, die sich alle Mühe gibt, sich gut vorbereitet hat. Doch diese Bedingungen sind schlecht und ich verlasse kurz vorm Einschlafen den Raum. Schade, ich hätte gern mehr über den „möglichst sicheren Ort, in uns selbst, in unseren Begegnungen in unseren Institutionen“ erfahren. An Sabine Eberhardt, der Referentin, hat es jedenfalls nicht gelegen, dass ich viel früher gegangen bin. Auch aus anderen Workshops berichten Teilnehmer, dass es sehr eng gewesen sein soll. Aber die Regel ist das nicht, denn es gibt auch Berichte von überschaubaren Größen und gelungenen Veranstaltungen.

Der Tag war lang, warm und voller Eindrücke. Die Reihen im großen Saal sind schon deutlich gelichtet, als Anke Lingnau-Carduck Frau Dr. Marie-Luise Conen aufs Podium bittet und vorstellt. Sie wird mit freundlichem Applaus empfangen.

Der Titel ihres Vortrages lautet: „System beeinflussen – in der Jugendhilfe“. Frau Dr. Conen führt zunächst aus, dass Sozialarbeiter/Sozialpädagogen sich von ihrem Berufsverständnis her immer als Anwälte ihres Klientels verstanden hätten und dass diese Berufsgruppe in den letzten 20 Jahren die gesellschaftlichen Umbrüche mit ihren Auswirkungen auf die Familien und auf die von Armut Betroffenen beschreiben könne und kommt zu dem ersten Fazit: Die Rahmenbedingungen stimmen nicht mehr. Gleichzeitig erlebe sie bei vielen Sozialarbeitern/-innen den Traum von der Selbständigkeit, der erreicht werden soll durch eine Ausbildung in systemischer Therapie. Neuere Studien würden belegen, dass zwischen 30 – 50 % der Studierenden der Sozialen Arbeit eigentlich psychotherapeutisch tätig sein wollen und sie frage sich, was das für das Feld und die Identität der in diesem Feld Arbeitenden bedeute. Frau Dr. Conen bemängelt, dass es durch die Psychotherapeutisierung der Sozialarbeit zu einer Vernachlässigung der sozialen Dimension der Klientenprobleme komme und sie somit zur ahistorischen Betrachtung von Lebensläufen und Schicksalen beitrage. Außerdem erweise sie sich als Teil von Entpolitisierungsbestrebungen der Politik. Dann bedauert sie, dass sie mit der „Aufsuchenden Familientherapie“ erheblich zu diesem Prozess beigetragen habe. Sie sei Teil der Psychotherapeutisierung gewesen und sie habe sich sehr dafür eingesetzt, dass auch Absolventen/-innen der Sozialen Arbeit „Aufsuchende Familientherapie“ (AFT) durchführen können. Das sei nicht deshalb geschehen, um „nach Freiberuflichkeit strebenden Sozialpädagogen eine Möglichkeit der Finanzierung ihres Lebensunterhaltes zu schaffen“. Der Grund sei vielmehr gewesen, dass sie bei Sozial Arbeitenden berufsbedingt eher eine „Kontextorientierung“ vermutet habe als bei Psychologen/-innen. Eben diese „Kontextorientierung“ sei für sie für eine gute AFT „unabdingbar“. Doch das sei falsch gewesen, denn „stattdessen tummeln sich nicht wenige in diesem Bereich herum, die ‚Kontext‘ weder denken noch einbeziehen, noch dessen Relevanz vermeintlich verstanden haben“. Es sei für sie als Begründerin der AFT nur schwer aushaltbar, was daraus gemacht worden sei und wie sehr vielfach die Grundprinzipien der AFT nicht verstanden oder ignoriert werden.

Im Saal ist Verblüffung zu spüren. Viele im Saal sind gekommen, um die Begründerin der AFT einmal persönlich zu erleben und viele haben inzwischen als Sozial Arbeitende eine Zusatzausbildung abgeschlossen, die sie berechtigt, AFT auszuüben. Unbehagen beginnt sich auszubreiten. Frau Dr. Conen schreitet voran und bewertet die Zugangswege zur Psychotherapie. Dabei äußert sie Verständnis über den Unwillen vieler, an Orten wie Berlin Psychologie zu studieren. Es sei klüger, mit diesem Berufswunsch Medizin zu studieren, weil das kürzer und billiger sei. Aber auch das Medizinstudium sei durch stures Auswendiglernen und der Aufgabe selbständigen Denkens eine Metapher für Anpassung.

Mit der Flucht in die eigene Praxis sei eine Vielzahl von Aspekten verbunden, die sich in erheblichem Maße auf Identität und politische Positionierung der Sozial Arbeitenden auswirke:

- Wollen SA/SP nichts mehr mit den realen Problemen der unterprivilegierten Klienten zu tun haben?
- Wollen sie mit der eigenen Praxis den immer schwieriger werdenden Rahmenbedingungen der Sozialen Arbeit entfliehen?
- Wollen sie sich mit ihrem unpolitischen Denken in den unpolitisch scheinenden Therapiebereich begeben?
- Wollen sie sich in ihre Ohnmachtsgefühle zurückziehen, weil sie glauben, auf Gesellschaft und Politik keinen Einfluss nehmen zu können?
- Ziehen sie sich aus der Sozialen Arbeit zurück, weil ihre Anstellungsträger jede Zumutung, „jede Schweinerei“ der Kostenträger mitmachen?
- Verstecken sie sich hinter dem „positiv umdeuten“, um sich nicht offen kritisch äußern und damit Rückgrat zeigen zu müssen?
- Wollen sie reale Probleme ihrer Klienten gegen die innerpsychischen tauschen, um sich nicht in die (politischen) Kontexte einmischen zu müssen?

Frau Dr. Conen vermutet, dass viele DGSF-Mitglieder und ca. die Hälfte der Absolventen/-innen ihrer Ausbildungsgänge den Traum der selbständigen Arbeit träumen würden. Eine realistische Option hierauf hätten lediglich ca. 100 Kollegen/-innen in den nächsten 8 – 10 Jahren. Das sei eine Bankrotterklärung der beiden Verbände DGSF und SG in ihren Bemühungen, die systemische Therapie als Kassenverfahren anerkennen zu lassen. Jede verbandsinterne Diskussion darüber werde abgewiegelt, unterlaufen etc. und abgeschmettert, um nach außen eine Einheitlichkeit zu zeigen.

Daran anschließend fragt sich die Referentin, was denn mit der Mehrheit der Sozial Arbeitenden los sei? Aus Diskussionen wisse sie um die Uninformiertheit der Kollegen/-innen über diese Prozesse, die sich so schon seit Jahren abzeichnen würden. Es gäbe dazu keine Stellungnahmen, keinen Aufschrei (z. B. zur beabsichtigten Zugangsbeschränkung zum Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten für Sozialpädagogen). Dabei bezieht sie namentlich neben der DGSF und der SG auch die betreffenden „Dach- und Berufsverbände einschließlich dem DSBH“ ein. Es würden nicht einmal Informationen zur Verfügung gestellt. Frappierend sei die Unbedarftheit und Unwissenheit vieler Sozial Arbeitender angesichts der (Un-)Möglichkeit, sich kassenrechtlich niederzulassen.

Mir bleibt die Spucke weg. Seit Jahren wird im Verband über die Kassenzulassung nicht nur informiert, sondern auch sehr lebendig und kontrovers diskutiert, zuletzt während des Mitgliedertages am 11.03.2016 in Hannover. Ich erinnere mich nicht daran, Frau Dr. Conen dort gesehen zu haben. Doch es geht schon weiter:

Im 2. Teil ihres Vortrages beschäftigt sich die Vortragende mit dem fehlenden Konzept von Systemikern zur politischen Einmischung. Das sei so gewollt und entspreche Entwicklungen, die in der Politik allgemein „gesetzt“ werden. Es herrsche derzeit eine große Stille im Lande. Die in der Jugendhilfe Tätigen seien bereits jetzt alle überfordert und erhielten durch die Flüchtlinge noch mehr aufgebuckelt. Keiner wehre sich gegen die steigenden Arbeitsbelastungen, niemand fordere mehr Geld. Die wirklichen Dimensionen der Integration seien weder in der Politik noch bei Sozialmanagern verstanden worden. Ich reibe mir die

Ohren. Hier in NRW sind die Nachrichten in Presse, Radio, Fernsehen voller Forderungen von Kommunen, Kreisen, Landesregierung nach mehr Geld für die Betreuung von Flüchtlingen. Mag das in Berlin anders sein? Das glaube ich nicht.

Frau Dr. Conen weist auf die langen Listen in den Therapiezentren von Traumapatienten für Migranten aus den Balkankriegen hin. Vorstellbar ist das. Gerade das Berliner Zentrum, dessen Arbeit ich sehr schätze, ist viel zu klein, um den Bedarf in Berlin und Umgebung zu decken. Gleiches kann auch über das Zentrum in Düsseldorf gesagt werden. Frau Mujawayo-Keiner arbeitet dort und hat uns heute Morgen darüber berichtet. Dass Geld fehlt, ist allerdings altbekannt und keine neue Erkenntnis. Und dass die Fachverbände hier Nachbesserungen fordern, ebenso.

Für Frau Dr. Conen sind die Sozial Arbeitenden Systemiker viel zu zurückhaltend. Es fehle an Empörung und Leidenschaft, die zunehmende soziale Verelendung zu bekämpfen. Sie frage sich, was da an den Fachhochschulen laufe, weil sich der anfängliche Enthusiasmus bei den Studierenden doch rasch reduziere. Dann fragt sie sich, warum sich so viele Menschen für systemisches Denken und Arbeiten interessieren würden. Sie vermutet Motive der Ausbildungskandidaten in der radikalen Zuwendung hin zum Klienten und verweist auf Salvador Minuchin, der sich engagiert für Menschen einsetzte, deren Platz am Rande der Gesellschaft vorgesehen sei und über ihre Verärgerung, dass viele Sozial Arbeitende AFT'ler nicht einmal seinen Namen zu kennen scheinen. Minuchins strukturelle Familientherapie löse auch heute bei manchem Systemiker keine Begeisterung aus, weil sie zu klar und zu direkt sei. Systemiker hätten in ihrem Denken keine Machtoption, deshalb blieben sie zahn- und kraftlos. Und sie verweist auf Simon und Schmidt (1987), dass „zirkuläres Denken, das kein Konzept für Machtstrukturen hat, zwangsläufig selbst machtlos bleiben (wird)“.

Frau Dr. Conen kritisiert die Bereitschaft von Systemikern/-innen, mehr Anpassungsleistungen als Emanzipation der Klienten zu unterstützen. Sie sei darüber irritiert, dass Heinz von Foerster eingestanden habe, für die CIA gearbeitet zu haben. Unter dem Mangel der eigenen Emanzipation würden nicht wenige Systemiker/-innen leiden.

Früher, in einer „frühsystemischen Zeit (1968)“ sei „die Befähigung zur Kritik, zur Eigenständigkeit und zur Erkenntnis politischer Zusammenhänge ein Ziel von Psychotherapie gewesen. Mir wird zunehmend unwohl: in den Kursbüchern 28 und 29 (1972) findet sich z. B. das Wort „systemisch“ nicht und von „frühsystemischer Zeit“ zu sprechen ist in meinen Augen eine unlautere Art, der eigenen Therapieschule eine Vergangenheit zu inszenieren, die sie so nicht hatte. Diese Art der ungenauen, fast schon plaudernd vorgetragenen schludrigen Denkweise durchzieht für mich den ganzen Vortrag und ich beginne, unruhig auf dem Stuhl hin und her zu rutschen.

Dann bittet sie das Auditorium, jeweils in den Altersgruppen von 30 – 45 Jahren, von 45 – 60 Jahren und darüber einmal den Arm zu heben, um sich einen Überblick über die Alterszusammensetzung im Saal zu verschaffen. Die Zuhörerschaft tut, wie ihr geheißenen. Daraufhin geißelt Frau Dr. Conen die 45 – 60 Jährigen: sie hätten den Auftrag ihrer Generation, nämlich die Aufgaben der „68er“ weiterzuführen, vergeigt. „Diese Generation hat

sich lange im Windschatten meiner Generation ausgeruht und nicht verstanden, dass Standards immer wieder erkämpft werden müssen". Jetzt bin ich endgültig sprachlos: wer oder was gibt der Vortragenden eigentlich das Recht, generationenübergreifende Aufträge zu verteilen? Hat Frau Dr. Conen vergessen, wie zersplittert die „68er“ bereits 1969 waren? Und das nach 10, 11 Jahren der Konsolidierung der außerparlamentarischen Opposition 1980 die Grünen gegründet wurden und damit der parlamentarische (sprich: demokratisch legitimierte) Griff zur Macht einiger der früheren "68" begründet wurde? Friedensbewegung? Atomausstieg? Oha, da geht bei Frau Dr. Conen aber einiges durcheinander. Auch im Saal ist man baff. Mit solchen unspezifischen Vorwürfen hatte nun keiner gerechnet.

Der Vortragenden gruselt es, wenn sie sehe, wie in kurzer Zeit hart erkämpfte Standards „den Bach runtergehen“. Welche das sind, verrät sie nicht. Man soll wohl dem Allgemeinplatz zustimmen und jetzt verständig nicken. Und das tun auch einige.

In dieser Art und Weise geht es weiter: die „positive Sicht auf alles“ sei nicht mehr aushaltbar, diese „Konsensmeierei“, diese „unheilvolle Zukleisterei mittels des positiven Konnotierens“, diese „Managerialisierung der Lösung gesellschaftlicher Probleme“. Nicht Steuerung sei der (systemische) Weg, sondern Selbstermächtigung und Gestaltungsbefähigung. Bei diesen Worten erinnere ich mich an das „Legge 180“, das Gesetz 180, mit dem es in den frühen 1970ern u.a. Franco Basaglia in Trieste, der Toscana und Umbrien gelungen war, die jahrzehntelang geschlossenen psychiatrischen Kliniken in Italien zu öffnen und zu Nachtkliniken umzuwidmen. Und ich erinnere mich gut an die späteren, teilweise katastrophalen Folgen für die Patienten/-innen....Frau Dr. Conen stellt „bei den Machteliten“ der beiden systemischen Verbände eine hohe Tabuisierung von kritischen Überlegungen fest, rätselt, wie es dazu kommen konnte, dass „angebliche Ressourcenorientierung und positive Umdeuterei zu einer Verleugnung harter Realitäten geführt“ habe. Vielen sei das Kontextdenken verlorengegangen, oder: es sei ihnen in den Weiterbildungen nicht mehr vermittelt worden. Dann folgt eine Einführung in das Kontextdenken, wie die Vortragende es sich vorstellt: es gehe um die Aufdeckung von Machtstrukturen, um Bürokratie als systemstrukturierende Seite von Kontextanalysen, die „von Systemikern weder theoretisch noch praktisch genauer betrachtet“ werden würden. Sie fragt sich, ob sich Systemiker „darauf beschränken, Machtstrukturen nur in Hinblick auf **Beziehungseklüngel** (Heraushebung durch den Verfasser) zu betrachten“?

Bei diesen Formulierungen tauchen in mir viele alte Bilder aus Studententagen auf. Ich habe zwischen 1973 und 1976 an der FH Dortmund Sozialarbeit studiert und erinnere mich gut an die studentischen Vollversammlungen, an denen ich zunächst begeistert teilgenommen habe. Zwar war die "Randgruppenstrategie" damals schon gescheitert, aber es hatte auch für die Studienjahrgänge um mich herum noch seinen Reiz sich vorzustellen, dass Fürsorgezöglinge und Trebegänger, Obdachlose, Prostituierte, Psychatriepatienten, Ex-Knackis und Sozialhilfeempfänger, durch studentisches Mittun politisch emanzipiert beginnen, sich aus ihrem materiellen und psychischen Elend selbst zu befreien. Ulrike Meinhof (Bambule) war bereits im Untergrund, Benno Ohnesorg war seit 6 Jahren tot und Rudi Dutschke lebte, von den Folgen des Attentats auf ihn schwer gezeichnet, in Dänemark. Mir fällt ein, dass damals

Schätzungen zur Folge nur 1 - 2 % der Studierenden der "68iger Generation" zugerechnet werden konnten und ich erinnere mich an die unangenehmen Diskussionen über die Spaltungen der Bewegung in KPD, KPD/AO, KPD-ML und an die aggressiven Ausbrüche der Vertreter dieser "Bewegungen", wenn Leute vom MSB-Spartakus oder der 5. Internationale, der Trotzlisten, auftauchten, um ihre Flugblätter zu verteilen. Und ich erinnere mich an den Katzenjammer bei mir und vielen anderen, an die Rückzüge von vielen Kommilitonen/-innen aus dem "Politischen", weil die völlig unrealistische Überbewertung von "Kontexten" von vielen Hilfeadressaten als Zumutung und Überforderung angesehen und mögliche Hilfeansätze abgelehnt wurden. Seltsam, dass mir diese über 40 Jahre alten Erinnerungen beim Zuhören des Vortrags von Frau Dr. Conen in den Sinn kommen....

Doch die ist schon weiter vorausgegangen. Fragen über Fragen prasseln auf die Zuhörenden nieder in der Qualität wie etwa: "Wo stehen die Systemiker mit den sozialen und politischen Realitäten?" - "Ist die (kontextbefreite) Lösungsorientierung in ihrer Radikalität etwas, die dazu führt, dass Systemiker bei ihren Klienten alles in eine Packung "Lösbarkeit" packen, um sich abzusichern von der Einsicht der gesellschaftlichen Bedingtheit von sozialem Elend und Armut? Heißt systemisches Denken, dass Systemiker so offen gegenüber der Welt sind (bzw. sein zu müssen glauben), dass sie keinerlei vorab gültige ethische Setzung haben, dass sie keinerlei eigene Standpunkte und Positionierungen beziehen können, beziehen wollen?"

Ich frage mich, ob Frau Dr. Conen auf diese verschachtelten Sätze tatsächlich eine Antwort (oder gar Selbsterkenntnis im Sinne ihres Vortrages) erwartet und ob sie wirklich annimmt, dass ihr Auditorium nach 8 Stunden Fachtagung an einem der ersten wärmeren Tage des Jahres auch nur einen kleinen Teil der Provokationen und Zumutungen versteht, die sie da in wohlüberlegten Formulierungen kübelweise in den Saal schüttet? Nein, vor mir sitzt eine junge Frau, die mit einer kleinen Kamera die Rednerin fest im Objektiv hat und mir wird schlagartig bewusst, dass wir hier alle im Saal lediglich Staffage sind und zufällig Augen- und Ohrenzeugen werden einer von langer Hand vorbereitenden Selbstinszenierung der Vortragenden. Und ein übles Gefühl steigt in mir auf: ich fühle mich missbraucht.

Ab diesem Zeitpunkt schalte ich ab, ist mein Entgegenkommen der Rednerin gegenüber aufgebraucht. Wer den Fortgang des Vortrages von Frau Dr. Conen weiter verfolgen will, sei daher auf die Seite <http://www.context-conen.de/aktuelles/DGSF-2016-Vortrag-Jugendhilfetag-Koeln.pdf> verwiesen.

Nur zwei Mal höre ich noch zu: zum einen, als Frau Dr. Conen fordert, vor der Wahl des Vorsitzenden die Parteizugehörigkeit offenzulegen. Hier weichen übrigens meine Erinnerung und meine Notizen vom später von Frau Dr. Conen veröffentlichten Text ab, denn in ihm fokussiert sie nicht auf den Vorsitzenden, sondern auf Vorstandskandidaten. Ein kleiner, aber feiner und bemerkenswerter Unterschied. Und ich erinnere mich, dass mir sofort das Zitat von Martin Niemöller in den Sinn kam. Sie wissen schon: "Als die Nazis die Kommunisten holten,...." Zum zweiten ist es das Wort Sozialraumorientierung, was Auslöser für Vermutungen seitens Frau Dr. Conen ist, dass im Verband versucht wird, eine kritische Debatte über "SRO" zu verhindern. Tatsächlich wird nur noch wenig in der mir bekannten

Fachöffentlichkeit über Sozialraumorientierung gesprochen. In dem Jugendamt, in dem ich arbeite, gibt es in den Planungsbezirken unterschiedliche Qualitäten ihrer Existenz. Früher, in den 1990ern, gab es heftige Diskussionen, auch und gerade mit einem kirchlichen freien Verband, aber seit dem Fachgutachten von Prof. Dr. Johannes Mürder aus dem Jahre 2001 zu den Voraussetzungen der Rechtmäßigkeit der Budgetierung in und mit der Sozialraumorientierung ist zunehmend Ruhe eingekehrt. Die Fachöffentlichkeit hat sich an sie gewöhnt wie, ich sage mal, an schlechtes Wetter: man ist nicht begeistert, aber man muss es hinnehmen. Und eine Debatte soll verhindert werden? Warum? Die Protagonisten des Ansatzes sind selbst in ehemaligen Hochburgen ob der offenkundigen Schwächen des Ansatzes deutlich in der Defensive. Aber es mag sein, dass es anderswo anders ist.

Nach diesem Vortrag steht mir nicht der Sinn, über halbgescheiterte Ansätze der Professoren Hinte und Klatetzki nachzudenken. Auf dem Podium steht eine kleine Frau und wettet gegen alles und jeden und verkauft sich als die große Kritikerin, die in Mitgliederversammlungen und im "Kontext" (welch Hohn!) mundtot gemacht werden soll. Da stellt sich eine als Opfer dar. Ich schüttle nur noch den Kopf und leide mit der Hauptorganisatorin des Tages.

Am Ende gibt es starken Beifall für diesen Rundumschlag, allerdings von einem deutlich geschrumpften Auditorium. Nach Schätzungen mir persönlich bekannter DGSF-ler verfolgten ca. 350 Menschen den Anfang des Vortrages, sein Ende erlebt haben sollen ca. 50 Zuhörer/-innen. Ich habe das nicht mehr wahrgenommen, zu sehr hat mich dieser Vortrag aufgewühlt und geärgert. Zur Debatte aufgerufen bin ich sprachlos: an welcher Stelle soll ich hier anknüpfen? Frau Dr. Conen hat so viele Ungenauigkeiten, Spekulationen, Andeutungen, Falsches in ihren Vortrag eingearbeitet, dass ich nicht weiß, was denn ihre Botschaft heute und hier ist: steht mit Euren Klienten auf und geht auf die Barrikaden? Seid kritisch, die üblen Vorstände der DGSF und der SG wollen euch nur still halten? Bezieht den Kontext mit ein (wie weit das gehen soll, verschweigt sie tunlichst). Nein, niemand findet sich zu einer Gegenrede. Einzig Bernhard Schorn fasst sich ein Herz und verteidigt den Vorstand vor den Anwürfen der Referentin und verweist auf einen meinungsfreudigen Verband. Das war's.

Ich muss hier raus, an die Luft.

Klaus-Peter Langner

Dortmund, 24.06.2016

Nachsatz: Ich beende die Arbeit an diesem Tagungsbericht fast 6 Wochen nach dem Datum seines Stattfindens am 09.05.2016. Das hat mehrere Gründe: zum einen bin ich direkt im Anschluss an den Jugendhilfetag an einer starken Grippe erkrankt. Mein Heilungsprozess verlief sehr schleppend und nein: diese Grippe hat nichts mit dem Vortrag von Frau Dr. Conen zu tun. Ich hatte mich anlässlich einer Wanderung verkühlt. Zum anderen habe ich, wie viel andere auch, in meinem Brotberuf richtig viel zu tun und stehe in vielen Prozessen mehr unter Druck, als ich vertragen kann und zum weiteren habe ich eine lange geplante Reise nach Polen (Schlesien) in die Heimat eines Teils meiner Familie unternommen, die auch viele persönliche Ressourcen bei mir band. Das alles verhinderte zu meinem Bedauern

eine frühere Fertigstellung dieses Textes. Dennoch hoffe ich, dass ich die Atmosphäre und den Ton des Fachtages habe wiedergeben können. Ich bedanke mich an dieser Stelle bei allen Vortragenden, die ihre Manuskripte zum Nachlesen ins Netz gestellt haben.